

dtv

Sie ist jung und hübsch. Sie hat in der israelischen Armee gedient, bevor sie sich dazu entschließt, nach Deutschland zu gehen. Und sie verdient ihren Lebensunterhalt als Tänzerin in einem exklusiven Nachtclub. Der Zufall führt Sharon als Mieterin in das Haus des Münchner Schriftstellers und Journalisten Michael Krug. Er ist Mitte vierzig, mäßig erfolgreich und steckt nach der Scheidung von seiner Frau in einer schweren Lebenskrise. Nicht nur er beobachtet voller Bewunderung diese junge Jüdin, die im Land ihrer Vorfahren so lebt, wie er nie den Mut gehabt hätte zu leben, und die in ihrer Liebe zu einem Medizinstudenten den freien Fall wagt ...

Asta Scheib, geboren am 27. Juli 1939 in Bergneustadt/Rheinland, arbeitete als Redakteurin bei verschiedenen Zeitschriften und lebt heute als Schriftstellerin in München. Werke u. a.: ›Langsame Tage‹ (1981), ›Schwere Reiter‹ (1982), ›Kinder des Ungehorsams‹ (1985), ›Beschütz mein Herz vor Liebe‹ (1992), ›Das zweite Land‹ (1994), ›Eine Zierde in ihrem Hause‹ (1998), ›Frau Prinz pfeift nicht mehr‹ (1999), ›Sei froh, dass du lebst!‹ (2001), ›In den Gärten des Herzens‹ (2002), ›Der Austernmann‹ (2004), ›Jeder Mensch ist ein Kunstwerk‹ (2006).

Asta Scheib

Diesseits des Mondes

Roman

Deutscher Taschenbuch Verlag

Von Asta Scheib
sind im Deutschen Taschenbuch Verlag erschienen:
Kinder des Ungehorsams (12231)
Das zweite Land (13401)
Langsame Tage (13420)
Der Austermann oder
Die Sprache des Schweigens (13454)
In den Gärten des Herzens (13515)
Diesseits des Mondes (13553)
Beschütz mein Herz vor Liebe (20779)
Jeder Mensch ist ein Kunstwerk (24529)
Schwere Reiter (25125)
Frau Prinz pfeift nicht mehr (25264)

April 2007
Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,
München
www.dtv.de
© Asta Scheib
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen
Umschlaggestaltung: Stephanie Weischer
unter Verwendung eines Fotos
von gettyimages/Martin Sanmiguel
Gesetzt aus der Garamond 10,5/12,25
Gesamtherstellung: Druckerei C. H. Beck, Nördlingen
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-13553-5

Für Judith

»Die Welt der Männer und die der Frauen sind wie Sonne und Mond: Sie sehen sich vielleicht jeden Tag, aber sie kommen nicht zusammen.«

Mulud Mammeri

I

Samstags gegen Mittag lichteten sich die Quartiere Münchens. Es war die Zeit der Sommerferien, die viele Menschen außerhalb der Stadt verbrachten. Sie drängten auch an den Wochenenden aus der Stadt hinaus, als wüte die Pest darinnen.

Michael Krug hörte das Zwölfuhrläuten der Winthirkirche, das auch noch den letzten Range Rover hinaustrieb auf die Autobahnen Stuttgart oder Salzburg. Surfbretter wiesen Richtung Gardasee. Der Gemüsehändler fegte schwungvoll den Abfall zusammen.

Eine zweite Glocke, mehr bimmelnd als läutend, begleitete die Menschen des Viertels auf eine andere Reise. Seit Michael Krug einmal ihrem Wimmern gefolgt war, hörte er sie täglich. Unter dem kläglichen Bimmeln war Krug mit seiner Frau und den Kindern auf den Kieswegen des nahen Westfriedhofs gegangen. Im wortlosen Gehen war das Aneinanderknirschen der Kiesel das einzige Geräusch unter dem dünnen Läuten. Sie hatten Micky begraben, die Tochter eines Kollegen von Krug.

Letzten Sonntag, morgens gegen fünf Uhr, hatte Micky sich den letzten Schuss gesetzt. Ihr Vater hatte sie gehört, als sie heimkam in der Frühe. Er wusste schon lange nicht mehr, woher sie kam. Wütend und traurig hatte er sich auf die Seite gedreht.

Eine große Trauergemeinde versammelte sich vor dem Westfriedhof. Krug ging mit Birke, Danda und Mauritz in einer Gruppe von Jungen und Mädchen, Mickys Klassenkameraden. Ein Mädchen trug einen Brief. Für Micky, las Krug auf dem Umschlag. Als sie Micky hinunterließen, krächzte ein Rabe höhnisch und verzweifelt. So schien es jedenfalls Krug.

Als sie zurückgingen, hörte Krug, wie ein Mädchen zu seiner Tochter Danda sagte: Der Rabe war Micky. Sie hat uns alle ausgelacht.

Wie immer am Samstag kaufte Michael Krug die Wochenendausgaben einiger Tageszeitungen. Jedes Mal stand er am Kiosk wie ein Hungriger, der alles in sich hineinstopft, obwohl er weiß, dass ihm davon schlecht wird. Zeitungen regten Krug auf. Er tat manchmal sogar vor sich selber so, als sei er einverstanden und zugehörig. Als habe er mitgewirkt an allem, was passierte. Er achtete darauf, niemals resigniert auszusehen. Auch wenn er Gewalt sah, Willkür der Mächtigen, dann suchte er unter allen Umständen den Eindruck zu vermeiden, als sei er ohne Einfluss. Krug war süchtig danach, bestätigend zu nicken. Bei einem Bericht aus Teheran kam er aus dem Takt: Bombenopfer dürfen die Täter vor deren Hinrichtung verstümmeln. In der iranischen Stadt Ghom kamen bei der Explosion einer Autobombe 13 Menschen ums Leben, 100 wurden verletzt. Vor der Hinrichtung der Täter am Ort des Verbrechens sollen die Opfer Gelegenheit erhalten, an ihnen Rache zu nehmen und sie zu verstümmeln. Diejenigen, die bei der Explosion eine Hand, ein Bein, ein Ohr oder ein Auge verloren haben, dürfen die Täter strafen, bevor

sie exekutiert werden, sagte Informationsminister Mohammed Mahommadi Rei Schari. Auge um Auge, Zahn um Zahn.

Krug hatte gelernt, ohne allzu große Erschütterung mit Zeitungen dahinzuleben. Gerade samstags und sonntags, wenn noch seine letzten Verbindungen zur Außenwelt abgeschnitten schienen, konnte er sich einüben in die Gelassenheit, mit der er der Übermacht der Ereignisse begegnete, die ihn bis in sein Zimmer verfolgten, manchmal jagten.

Doch auch diese Verfolgungsjagd hatte Krug schon in sein Bewältigungsritual eingebaut. Er ließ sie an einem Tölzer Schrank enden, wo er seinem unstillbaren Bedürfnis nach Feierlichkeit nahekam. In einem halb vollen Glas Whisky konnte er Selbstzweifel und Rechtfertigung eines stillen Samstagmittags ertränken. Er legte die Brandenburgischen Konzerte auf.

Krug dachte wieder an seine Frau. Sie war ein Bestandteil seiner Selbstbeichtungen und seiner Sehnsüchte. Er wünschte sich Birke umso heftiger, je nachdrücklicher sie sich von ihm zurückzog. Daher gehörte es bald zu Krugs Ritual, dass er alle anderen Frauen seines Lebens ungeschehen machen wollte.

Von allen Situationen war dies die unwiderrufliche: seine Frau am Strand von Elba. Sie schien – für andere unsichtbar – vorgeneigt im Kampf gegen ihre Hemmung, öffentlich nackt zu sein. Mit geschlossenen Schenkeln stand Birke da, und Krug bereute, dass er sich damals nicht auf sie gestürzt hatte. Doch er war blind und taub gewesen. Damals hatte er noch ge-

glaubt, dass Birke ohnehin ihm gehöre. Sie war ihm vor Gott und den Menschen angetraut. Die Tatsache, dass Birke seine Ehefrau war, musste Krug taub und blind gemacht haben. Wie sonst könnte Birke jetzt von ihm getrennt sein? Hier fand Krug die Bibel weise: Was Gott gebunden hat, das soll der Mensch nicht trennen. Er, Krug, hatte zwar auf Birkes Wunsch in die Scheidung eingewilligt, doch schon damals war er sich seiner Scheinheiligkeit bewusst gewesen. Als habe er vor zwei Jahren schon geahnt, wohin ihn die Trennung von Birke reißen würde. Er wusste erst heute, wie sehr er nicht einverstanden war. Warum hatte er sich nicht gesträubt? In einer guten Whisky-Strömung konnte er sich sogar vorstellen, dass Birke auf ein Sträuben seinerseits nur gewartet habe. Doch er, Krug, hatte nur die Schultern gehoben. Damals war das eine Geste. Heute schien es ihm fahrlässig. War der Lauf der Zeit seiner Ehe nicht bekommen? Wie lächerlich. Gerade er war kein Kind seiner Zeit, darauf konnte er sich nicht berufen.

Er war dem Leben längst abhanden gekommen. Wenn er überhaupt je seiner habhaft gewesen war. Und ausgerechnet seine Frau wies ihm das heute nach. Krug hatte an einem Artikel mitgearbeitet über einen simulierten Super-GAU und die Evakuierung der Bevölkerung. Da Krug vor allen anderen seiner Frau gefallen wollte – er dachte manchmal, dass es ihm neben der Honorierung allein um ihre Anerkennung gehe –, deshalb hatte Krug Birke in einem Telefonat gefragt, ob sie seinen Artikel, zufällig, gelesen habe. Ihre Antwort bekam Krug schlecht. Pessimistenzüchter nannte sie ihn, katastrophensüchtiger Störfallfanatiker.

Krug wusste, dass seine Frau schon lange nicht mehr den Wunsch hatte, ihm zu gefallen. Sie war auf ihn, Krug, nicht mehr neugierig. Sie machte sich auch keinerlei Selbstvorwürfe wegen der Trennung, die nur er, wenn auch erst seit kurzem, als Katastrophe empfand. Obwohl Krug wusste, dass die Desillusionierung seiner Frau unwiderruflich war, traf ihn ihre frostige Kritik. Krug fühlte sich allein. Er konnte Birke vor sich sehen, ihren leeren, vernichtungsbereiten Blick. Ihr Mund hatte eine Spannung in den Mundwinkeln, die ganz und gar gegen Krug gerichtet war. Er war für Birke nur mehr ein unsympathischer Fremder, mit dem sie durch die Existenz zweier Kinder verbunden war.

Krug hatte über diesen Gedanken wieder zu viel gegessen. Obwohl er sich immer schwor, das nächste Mal nicht so viel in sich hineinzustopfen. Krugs Mütter kochten ihm für das Wochenende vor, da sie meistens aufs Land fuhren. Mutter und Schwiegermutter lebten in Krugs Haus, sie waren das Rudiment seiner Ehe. Krug nahm an, dass die beiden das auch so sahen. Sie waren geblieben, als Birke mit den Kindern ausgezogen war. Die beiden Damen, deren Gefechte sich früher mit denen der Kinder ablösten, hatten sich nach Krugs Scheidung aneinandergeklammert wie Geschwister, denen plötzlich die Eltern verstorben sind. Obwohl beide Frauen Krug zuwider waren, jede auf eine andere Weise, obwohl sie einander mürrisch auswichen, sorgten sie vorbildlich für ihn. Dass sie abwechselnd kochten, machte Krugs Galle hin und wieder zu schaffen.

Krug musste sich hinlegen. Nur im Liegen hatte er die Illusion, nicht dickbäuchig zu sein. Im Liegen und

in seinem stillen Zimmer war Krug niemandem Rechenschaft schuldig. Hier musste er nicht erklären, warum er auch bei schönem Wetter oft nicht hinauswollte aus seinem Zimmer. Schon gar nicht am Wochenende, wenn alle draußen waren. Freizeitversager. Seit Birke ihn einschlägig kritisiert hatte, war es Krug ein Anliegen, ähnliche Wörter gegen sich selbst zu bilden. Er nannte sich Gewaltverzichtsschreier, Ausstiegsneurotiker, Hirnstromhavarist. Die Wochenendausgaben halfen ihm bei der Wortfindung. Wer heute nicht an morgen denkt, ist übermorgen schon von vorgestern. Der Verfasser musste Krug kennen. Der Slogan warb für Gehirne, die in Megabit-Chips eingebaut sind. Krug fand es durchaus interessant, dass so ein 64-Megabit-Chip 6400 Schreibmaschinenseiten für ihn vollschreiben könne. Trotzdem war es eine ihn beruhigende Vorstellung, dass wenigstens der 256-Megabit-Chip auch für den Hersteller noch Zukunftsmusik war. So konnte Krug sich Zeit lassen, bis er sich mit einem System beschäftigen musste, das ihm 25 600 Schreibmaschinenseiten füllen könnte.

Die Elite wird immer sportlicher, las Krug. Vitale Ausstrahlung, den Dingen eine Richtung geben. Neue Lösungen. Heute, so schien es Krug, waren die Zeitungen wieder voll von ihm peinigenden Adjektiven und Adverbien. Die geschichtliche Aufgabe, die tiefe Einsicht, die eindeutige Erkenntnis. Krug las rigide Anweisungen: kraftvoll zupacken, nach vorne blicken, Kontinuität wahren, ganz bewusst deutsch sein, das Ziel anstreben, oben bleiben.

Krug wusste nicht, ob er dem allen immer so abgeneigt gewesen war.

Ein Düsenjäger schreckte ihn aus seinen Gedanken. Ein Moment der Angst. Es war, als hielte alles in Krugs Zimmer mit ihm den Atem an. Hoffentlich weckte der aggressive Lärm Sharon nicht auf. Sie ging am Samstagmorgen immer in die Synagoge und schlief dann bis in den Nachmittag. Sharon wohnte im Dachgeschoss, in der Maisonette, die vor Krugs Scheidung die beiden Mütter bewohnt hatten. Es waren vier hübsche Räume mit schrägen Wänden und einem Dachgarten. Sharon hatte sich beim ersten Besuch in die Wohnung verliebt und war ohne Zögern auf den Mietpreis eingegangen, der Krug Skrupel bereitete, ihn aber wirtschaftlich spürbar entlastete. Sharon steuerte auch zur Haushaltskasse bei, was sie Krugs Müttern noch verdächtiger machte.

Andererseits war ihnen gar nicht daran gelegen, sich mit Sharon näher einzulassen, damit sich Sharon nicht näher mit ihnen einlasse. Sie behandelten das Mädchen wie ein rohes Ei und nahmen ihre Existenz im Übrigen auf wie anderes Ungewohnte und Bedrohliche ihrer späten Jahre. Man nimmt, was kommt und wie es kommt, hatte Krugs Mutter sich zu sagen angewöhnt. Eine Nachtclub-Tänzerin ist schließlich ein Mensch wie jeder andere. Beide Mütter hatten offenbar eine Überlebensstrategie entwickelt, die mit Totstellen zu tun hatte. Krug durchschaute seine Mütter noch nicht, war aber erleichtert, dass das Leben im Haus jetzt wenigstens an der Peripherie so sachte abließ.

Er dachte an früher, als es allenthalben donnerte und blitzte. Die Türen schlugen und das Getrappel auf der Treppe nahm kein Ende. Das war jetzt vorbei. War deshalb alles vorbei? Krug spürte, wie die Stille

im Haus ihn in Panik versetzte. Krug musste mit Birke sprechen, sofort. Obwohl er sich davon dringend abriet, rief er bei ihr an. Seine Tochter Danda war am Telefon, doch Krug erkannte im Hintergrund Birkes Stimme, warm, katzenpfötig. Er hielt den Atem an und hörte, wie Birke gedämpft etwas zu Danda sagte. Du, erklärte ihm seine Tochter mit sicherer Stimme, du, die Mama kann jetzt nicht.

In Momenten wie diesem wünschte Krug seiner Frau den Tod. Sie sollte tot sein, damit er, Krug, sich nicht mehr quälen musste.

Er hasste sie. Doch war es ein Hass, der ihn süchtig nach ihr machte. Krug genoss es jetzt fast, dass Birke ihn zum Verzicht auf das Gespräch gezwungen hatte. Wenn seine Frau ihm nämlich eine Telefonaudienz gewährte, blieb er meist geschädigt zurück. Birkes Stimme klang gelangweilt, unbeteiligt. Also gut, wenn es denn sein muss, telefonieren wir eben. Wie sie ihm jedes Wort zerpfückte, mit Eselsohren versaute. Er, Krug, veränderte nichts an Birke, sie stellte Krug auf den Kopf, spielte mit ihm ihr Verweigerungsspiel. Er soll es büßen. Je einsilbiger Birkes Antworten wurden, umso mehr mühte sich Krug, sie zu einem Bekenntnis zu bringen. Du bist mein Herz, hörst du? Sie schwieg. Krug konnte sehen, wie ihre Mundwinkel sich verspannten, wie sie mit halbem Blick die Fernsehsendung aufzunehmen versuchte, die im Hintergrund zu hören war. Birke hatte Mühe, dort mitzukommen und trotzdem ihm, Krug, zuweilen eine Antwort zu geben. Er hörte es an ihrem Tonfall, wenn sie das Gespräch beenden wollte. Umso verzweifelter wollte Krug es dann weiterführen. Trotzdem lieferte er ihr den Grund für die endgültige Absage, indem er

sich beklagte, dass sie zu jedem Penner auf der Straße höflicher sei als zu ihm. Krug kannte schon ihre Antwort: Du treibst mich in die Enge, ich hab keine Lust mehr, mit dir zu streiten. Und Krug legte auf, ihr zuliebe. Wenigstens wollte er Birke jeden Gefallen tun. Er wusste, dass sie für ihn unerreichbar war wie der Mond. Birke wollte sich rächen dafür, dass er, Krug, für kurze Zeit in ihrem Leben bestimmend gewesen war. Dass sie seine Frau gewesen war, sichtbar für alle. Sie brachte es nicht einmal fertig, Krug zu hassen. Warum versuchte er nur so verzweifelt, in ihrem Leben wieder eine Position zu finden? Es gab jüngere, attraktivere Frauen, die, wenn Krug einen guten Tag hatte, gern mit ihm ins Bett gingen. Nur nützte es Krug nichts. Auch nicht, wenn er sich vorzustellen suchte, wie oberflächlich Birke in Wahrheit doch sei. Wie wenig sie ihm, Krug, gegeben habe. In Krugs Augen war sie unfähig, überhaupt jemanden zu lieben. Obwohl sie warmherzig und manchmal geradezu strahlend wirkte, fand Krug Birke selbstzerstörerisch. Sie, die rasch Menschen bezauberte, warf ebenso rasch Menschen wieder weg. So sah es jedenfalls Krug.

Er dachte auch, dass Birke nicht einmal die Kinder liebe. Das Flügelschlagen, das sie vor allem um Mairitz machte, konnte Krug nicht irritieren. Er wusste, dass Birke sich die Kinder immer vom Hals gehalten hatte. Verborgен hinter rastloser Hingabe, mütterlicher Sorge um alles und für nichts verbarg sie Ungeduld, nervöse Verweigerung. Vor allem Danda nahm die Verwöhnung, die fast täglichen größeren und kleineren Geschenke mit der Selbstverständlichkeit der Überfütterten. Ihre stürmischen Umarmungen waren

theatralisch und sonst nichts. Danda hatte schon früh ihr tückisches Lächeln, das Krug erschreckte, aber auch amüsierte. Manchmal fehlten ihm die fast täglich provozierten Szenen. Ums Nichtaufräumen, ums Nichtheimkommen, ums Nichtlernen. Ums Nichthaushalten mit dem Geld. Das Toben, Fordern und Türeknallen Dandas, mit dem Birke jetzt alleine war, das fehlte Krug manchmal.

Mauritz, mit seinen achtzehn Jahren elf Monate jünger als Danda, war gefügiger. Scheinbar. Seine Vergeltung lag in der Verweigerung. Durch Zufall hatte Krug erfahren, dass sein Sohn in der Schule lediglich Verwandtenbesuche abstattete. Dass seine Versetzung gefährdet war. Als er Mauritz zur Rede stellte, zuckte der nur mit den Schultern. Was für eine Zukunftsperspektive er denn habe, wollte Krug von seinem Sohn wissen. Mauritz sah Krug erstaunt an. Meine Zukunftsperspektive? Das bist doch wohl du – und Mama, oder? Danda, die dem Gespräch bislang mit ihrem verachtungsvollen Schweigen gefolgt war, mischte sich ein. Wie sollen wir denn gedeihen, Mauritz und ich, wie sollen wir denn bei euch gedeihen? Ihr seid geschieden, ihr seid kaputt. Aus kaputten Beziehungen kommen auch kaputte Kinder, das weiß heute jeder.

Seine Kinder kannten sich aus in der Nomenklatur des Lebens. Krug glaubte sie zu durchschauen. Er glaubte, dass er einer der wenigen Väter sei, die sich von ihren Kindern nicht täuschen und auch nicht enttäuschen ließen. Danda war eine Mistbiene, ein egoistischer Trampel mit einem derart großen Selbst, dass Krug sie manchmal darum beneidete. Ihr Tag bestand aus Forderungen, die sie so rigide eintrieb,

dass Krug hinterher immer selber erstaunt war, dass man ihr wieder ihren Willen getan hatte. Das ist mein Recht, ich hab ein Recht darauf, so begannen ihre Argumente. »Ihr seid Kinderkaputtmacher« – das war lange ein Lieblingswort von ihr. Danda konnte als kleines Kind kein F aussprechen, sie setzte stattdessen ein P ein. Gingen Krug oder seine Frau mit ihr über eine Straße, ließ sie sich nicht an der Hand nehmen. Nicht anpassen!, schrie sie so verzweifelt und endgültig, nicht anpassen!, so dass man schließlich eine Dreijährige allein über eine stark befahrene Straße marschieren sah. Ich will nicht gezwiiiiingt werden! Das war auch einer von Dandas Schreien. Dabei hatte sie erst sehr spät angefangen mit dem Reden. Offenbar hatte sich ihre Energie auf die Motorik ihres wendigen dünnen Körperchens konzentriert. Danda konnte mit elf Monaten laufen, sie steuerte sich mit strahlendem triumphierendem Lächeln und hocherhobenen Fäustchen durch die Räume, lief rasch und sicher und jagte bald die Kater Alka und Seltzer durch die Wohnung. Sehr früh schob Danda geschickt ihr Hinterteil vor, um die Treppen hinabzusteigen, sie kletterte wie ein Affe an dem Spalier im Garten, sprach aber kein einziges Wort. Gleichaltrige konnten längst Mama und Papa, nein, danke und heiß sagen, Danda nannte alles ging-gang. Und auch das nur, wenn sie einen sanften Tag hatte. Die Nachbarin warnte mit spitzem Zeigefinger. Das Kind muss zum Arzt, das Kind ist vielleicht taub und kann deshalb nicht sprechen. Das leuchtete Krug ein, denn Danda hörte offenbar wirklich nicht, jedenfalls ließ nichts in ihrem Benehmen darauf schließen. Sie tat unbeirrt, was sie tun wollte, egal, ob alle anderen schrien, nein,

Danda, das darfst du nicht. Der Arzt stellte fest, dass Dandas Ohren völlig in Ordnung waren, dass die Eltern geduldig abwarten müssten. Irgendwann würde sie schon reden. So war es dann auch. Krug wusste es noch genau: Am 5. Juli 1969, als Birke zum Abendessen rief und sie Danda suchten, geschah es. Krug, der die Tür zum Garten öffnete, sah sie oben auf dem Spalier hocken, in höchst unsicherer Position. Das Gesichtchen ängstlich und tückisch zugleich, hockte sie und hielt sich mit letzter Kraft an einem Ast. Mit ihrem winzigen Lächeln, das Krug ständig signalisierte, dass er an allem schuld sei, stieß Danda hervor: Tomm danz nell. Fassungslos über ihr Sprechen hätte Krug sie fast abstürzen lassen.

Wenn Krug heute daran dachte, bildete er sich ein, dass er schon damals alle seine Niederlagen um Danda vorausgeahnt habe. Dabei konnte sie zärtlich sein. Obgleich diese stürmische Zärtlichkeit Krug nicht selten irritierte. Als Danda ihn zum ersten Mal pinkeln sah, war sie fasziniert und bestand von nun an darauf, jedes Mal dabei zu sein. So musste Krug sich in seinem eigenen Haus auf den Lokus schleichen, um Danda zu entgehen, die sich auch nicht mehr mit Zuschauen begnügte, sondern unbedingt den väterlichen Penis mit Toilettenpapier säubern wollte. Verwehrte Krug ihr das – und er tat das energischer, als er ihre sonstigen Unarten abwehrte –, dann brüllte Danda, dass die Fenster klirrten. Für lange Zeit waren aus diesem Grund Besuche bei Freunden oder Essen in Restaurants nur dann keine Tragödien, wenn Krug vorher seine Blase geleert hatte. Als sie Danda einmal daheim ließen, hatte sie Krugs geliebte Schellackplat-